Seite 11
Elasar
ben Ascher Halevi ?

Seite 7
Fortschritt NRW :-)

Seite 15
Johannes Rau !

Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut an der Universität Duisburg-Essen

17. Jahrgang 2014
Heft 1

KALONYMOS

Sollte Christentum doch „Götzendienst" sein?

Diskussionen in der halachischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts

Yosef Salmon

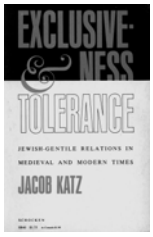
Jacob Katz hat in seinem schon klassischen Werk *Exclusiveness and Tolerance. Jewish-Gentile Relations in Medieval and Modern Times* von 1961 aschkenasisch-rabbinische Haltungen und Verhaltensweisen gegenüber Christen in der Zeit von Rabbenu Gerschom Me'or Ha-Golah (circa 960–1020) bis zu Moses Mendelssohn (1729–1796) aufgezeigt. Im folgenden Artikel versuchen wir, eine Lücke in Jacob Katz' Beschäftigung mit dem Thema zu füllen.

Auf der theoretischen Ebene sahen Juden im Mittelalter Christen grundsätzlich als Götzendiener an, auch wenn sie in der Praxis aus sozio-ökonomischen Gründen eine moderatere Sicht einnahmen. Dieser Umgang entsprang der Ansicht Rabbi Jochanans, dernach „Nichtjuden außerhalb des Landes keine Götzendiener seien, vielmehr nur am Brauch ihrer Vorfahren festhalten" (bTalmud Chullin 13b).

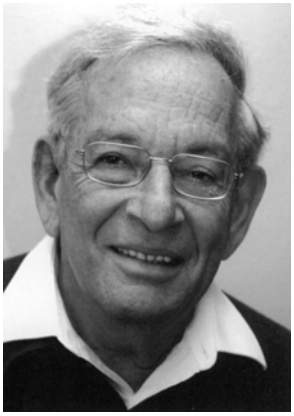
Der im 17. und 18. Jahrhundert wieder populär gewordenen Einschätzung der mittelalterlichen Tossafisten zufolge war es „Noahs Söhnen nicht verboten, an die Dreifaltigkeit zu glauben (*shittuf*)". Anders gesagt, nur Juden sind zu absolutem Monotheismus verpflichtet. Der christliche Glaube an die Dreifaltigkeit stellte somit keine Verletzung des Verbots der Idolatrie dar. Schon im Mittelalter schlossen demnach halachische Autoritäten Christen und das Christentum als Ganzes auf theologischer Grundlage vom Verdacht der Idolatrie aus. Dieser Entscheidung lag die Annahme zugrunde, dass Christen jener Zeit keine Götzen anbeteten. Katz verweist auch auf die einzigartige philosophische Haltung des Rabbi **Menahem Ha-Me'iri**, welcher zeitgenössische Christen als eine „durch die Festlegungen eines religiösen Systems verbundene" Gemeinschaft betrachtete.

Katz grenzt diese Haltungen ab von dem Denken, das hinter den mit jüdisch-christlichen Beziehungen im 17. und 18. Jhdt. verbundenen juridischen Entscheidungen stand. Er bezieht sich dabei auf **R. Mosche Rivkes** (1595–1671), Autor von *Be'er Ha-Golah*, einem Kommentar zum *Shulchan Arukh*, welcher behauptete, dass die Christen seiner Zeit wegen ihres Glaubens an die Erschaffung der Welt, den Auszug aus Ägypten und andere fundamental jüdische Prinzipien nicht der Idolatrie bezichtigt werden könnten. Er folgerte, dass es angemessen sei, für ihr Wohlergehen zu beten und dass sie „unter die Gerechten der Völker, denen der Anteil an der zukünftigen Welt zusteht" zählten. Wie Katz es versteht, ging der Autor von *Be'er Ha-Golah* einen ganzen Schritt weiter als seine Vorgänger, indem er festhielt, dass beide Religionen denselben Überzeugungen in „Religion und Offenbarung" folgen und deshalb einer gemeinsamen religiösen Tradition angehörten. Rabbiner Rivkes, so Katz, leiste halachische Unterstützung für jeden, der argumentiere, Christen der Moderne seien nicht der Idolatrie zu beschuldigen.

Katz beschreibt weiter, wie **R. Jair Chajim Bacharach** (1638–1702) aus Mainz und Worms und **R. Jakob Emden** (1697–1776) aus Altona auf Rivkes Bemerkungen reagierten. Emden geht noch einen Schritt weiter als seine Vorgänger, indem er postuliert, Jesus habe „niemals beabsichtigt, die Tora als für Juden ungültig zu erklären, sondern habe lediglich jüdische Lehren und die sieben Noachidischen Gebote unter Nichtjuden verbreiten wollen". So spiegelt Emdens Argumentation die Annahme wider, dass der Konflikt zwischen Juden und Chris-



Ein unabhängiger Zaddik – Jacob Katz. Worte des Gedenkens von Mordechai Breuer. In: Kalonymos 2 (1998)



Yosef Salmon
Ben-Gurion Universität

ten, sowie die christliche Verfolgung derJuden, das Resultat eines Missverständnisses gewesen seien. Emden, der das Neue Testament studiert hatte, schließt, dass später hinzugefügte christliche Kommentare zu diesem Missverständnis geführt hätten. Christlichen Seelen die Erlösung zu verwehren sei unmöglich, so Emden, glaubten sie doch an den einzigen Gott, an Prophetie und Offenbarung, womit ihnen der Anteil an der Kommenden Welt zustünde. Ja, es seien vor allem christliche Gelehrte, die „den Juden helfen, ihre Tora zu bewahren"; sie bildeten „eine Schutzmauer für uns und unsere heiligen Bücher". Diese Sicht reflektiert offensichtlich die im Alltag angenommene tolerante Haltung zeitgenössischer Christen, welche auch Synagogenbesuche und die Teilnahme hoher Offizieller, vor allem von Beamten am Hofe, an jüdischen Feiertagen einschloß.

Ezechiel Landau

Katz schloß seine Beschreibung der Entwicklung traditioneller Haltungen gegenüber dem Christentum mit R. Jakob Emden. Für ihn setzt sich die den Christen gegenüber gemäßigte Position in der aufgeklärten Denkweise Moses Mendelssohns und des Pariser Großen Sanhedrin (1807) fort. Das Judentum hatte sich zu diesem Zeitpunkt dem Christentum so weit angenähert, wie das ohne Gefährdung der eigenen Existenz möglich war.

Aus Jacob Emdens „Sefer haschimmusch", Altona 1755. Christ, Jude und Ismaelit in einer magisch-symbolischen Figur vereint. Jüdisches Lexikon, Bd. 2, Berlin 1928. S. 391

Indem er jedoch ohne Zwischenstationen von Emden zu Mendelssohn springt, lässt Katz fünfzig Jahre der moderaten Haltung zum Christentum in der rabbinischen Literatur aus. Darum will ich mich hier mit der Entwicklung gemäßigter Sichtweisen in rabbinischer Literatur vor allem Zentraleuropas bis Ende der zwanziger Jahre des 19. Jhdts. befassen. Dabei werde ich den Zusammenbruch jener Sichtweisen und die feindselige Wiederaufrüstung, die in späterer orthodox-rabbinischer Literatur Mitteleuropas zu finden ist, ebenfalls beleuchten. Sie hat wenig mit dem Christentum, vielmehr alles mit dem Reformjudentum zu tun.

R. Ezekiel Landau (1713–93), eine der prominentesten halachischen Persönlichkeiten der zweiten Hälfte des 18. Jhdts., Zeitgenosse von R. Jakob Emden, war seit 1755 Rabbiner in Prag. Er erklärt seinen Zugang zum Christentum in der Einleitung seines Responsenwerks *Noda' Bi-Jhudah*:

1. Es gilt, den Völkern (Nichtjuden) gebührenden Respekt zu zollen, denn wir suchen Zuflucht auf ihrem Boden und in ihren Ländern. Wir müssen beten für die Wohlfahrt ihrer Könige, Beamten und Soldaten wie auch für die Wohlfahrt des Staates und seiner Bürger, auf dass wir uns nicht undankbar des Guten erweisen, das uns widerfahren ist, Gott bewahre.

2. Das Verbot des Diebstahls unterscheidet nicht zwischen dem Eigentum von Juden und dem von Nichtjuden.

3. Wo auch immer abwertend über *akum* (Götzendiener), *gojim* (Nichtjuden), *kutim* (Samaritaner) und dergleichen geschrieben wurde, da gilt es nicht zu irren und ist dies nicht auf die Nichtjuden unserer Zeit zu beziehen… Solche Äußerungen beziehen sich vielmehr auf die alten Völker, welche an die Sterne und Tierkreiszeichen glaubten, wie etwa die Sabier, von Maimonides in seinem *Führer der Unschlüssigen* erwähnt. Diese Völker nämlich waren ketzerische Leugner, die nicht an die Erschaffung der Welt glaubten und die Worte der Propheten bestritten.

Die ersten beiden Punkte, bezogen auf das Beten für die Völker und das Verbot des Diebstahls, waren so beide bereits in der talmudischen Literatur aufgetreten. Der dritte Punkt jedoch, welcher behauptet, zeitgenössische Christen glaubten an die Erschaffung der Welt, an die Wunder und die mosaische Prophetie, baut auf dem mittelalterlichen halachischen Prinzip auf, dass ihr Glaube an die Dreifaltigkeit keine Idolatrie sei: eine Begründung der Toleranz, welche der Emdens ähnelt. Landaus Ruf als einer der größten Gelehrten der Zeit, zusammen mit der Tatsache, dass diese seine Ansichten in seinen halachischen Werken zu finden sind, verleihen seinen Äußerungen noch mehr Gewicht. Landau selbst sah sich als Vertreter des österreich-ungarischen Judentums und lobte Königin und Kaiserin Maria Theresia in den höchsten Tö-

nen, wiewohl ihre anti-jüdische Gesetzgebung zu den strengsten Europas gehörte. 1756 gab er den Anstoß dazu, dass täglich morgens und abends ein Gebet für ihr Wohlergehen gesprochen werden sollte, und dies nur zehn Jahre nach der von ihr befohlenen Vertreibung der Juden aus Prag und anderen böhmischen und mährischen Städten. Auch verhängte R. Landau den Bann gegen jeden, der dem österreich-ungarischen Königreich zu schaden gedachte.

Die positive Einstellung gegenüber den Christen wird noch deutlicher in seinem *Dagul M'r'vavah*: „Die Völker, in deren Schatten wir weilen… glauben an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und an die heilige Tora“, Worte, die an R. Mosche Rivkes ähnliche Belobigungen des Christentums erinnern.

Baruch Jeiteles (1762–1813), Vorsitzender der Prager jüdischen Gemeinde, gibt Ansichten Ausdruck, die noch weitreichender als die Landaus sind. Als Toragelehrter, angesehener Arzt und Vorreiter der Haskala in Prag stand er auch in Kontakt mit aufgeklärten Berliner Juden, den Maskilim, und verfasste Beiträge für deren Zeitschrift *Ha-Me'asef*. Die Prager Haskala war konservativer und traditioneller geprägt als ihre Parallelströmung in Deutschland, wodurch sie in enger Verbindung mit dem Prager Rabbinat stand. Jeiteles' Beitrag zu rabbinischer Literatur erschien als Kommentar *Ta'am Ha-Melekh* in R. Jizchak Nunis' Werk *Sha'ar Ha-Melekh* zu des Maimonides halachischem Werk *Mischneh Torah*. Seine dort unter der Überschrift *Aleh Le-Trufah Katuv Le-Amim* („Medizinische Blätter für die Völker geschrieben”) zu findenden Aussagen über das Christentum wollen weniger den Zensor zufriedenstellen, als vielmehr weitreichende Gedanken zum Christentum bieten. So mag zwar die Dankbarkeit, die er Kaiser Franz II. gegenüber ausdrückt, formelhaft wirken, doch argumentiert er, dass Christen nicht einfach nur als Anhänger der sieben Noachidischen Gebote zu begreifen seien: „Sie glauben nicht nur an die Offenbarung am Sinai, sondern auch an die Überlieferung… Unsere heilige Torah dient ihnen als festes Fundament, denn sie, wie auch wir, glauben daran, dass Moses die Torah von Sinai empfing und sie an Josua weitergab.“ Gemeinsamkeiten zwischen Juden und Christen seien auch in Bezug auf Gebote zwischen Gott und Mensch und zwischen Mensch und Mitmensch zu finden. Nicht nur sind sie keine Götzendiener, sondern es ist im Kontext von Fragen in Sachen Unreinheit oder Sachbeschädigung schlichtweg falsch, sie als Heiden zu bezeichnen. Jeiteles versteht die Christen nicht, wie es die rabbinische Lehre tut, als „die Gerechten unter den Nichtjuden“, vielmehr nehmen sie einen höheren Rang als jene Nichtjuden ein. Doch auch Jeiteles gelingt es nicht, das jüdische Volk aus der Rolle der Erwählten auszulösen: „Wir sind ein erwähltes Volk, und das unterscheidet uns von den anderen Völkern“. Das Konzept der Erwählung gebraucht Jeiteles jedoch nicht in ontologischem Sinn, sondern bezogen auf die Pflicht zur Erfüllung der Gebote. Er balanciert hier auf dem schmalen Grat von weitgehender Annäherung und Warnung zugleich: „Tritt ein für Gerechtigkeit und verhalte dich gerecht gegenüber jedem Juden und Nichtjuden und liebe ihn, auf dass auch du geliebt werdest.“

R. Elasar Fleckeles (1754–1826), Schüler Landaus, war Vorsitzender des Prager rabbinischen Gerichtshofs (1801), bevor er Rabbiner der Stadt wurde. Er hegte freundschaftliche Beziehungen zu prominenten Christen, darunter auch Kaiser Franz I. und, vielleicht noch entscheidender, zum kaiserlichen Zensor. Seine Ansichten spiegeln diese aufgeschlossenen Beziehungen wider.

In *Kesut Ejnayim*, Teil seines Buches *Teschuvah Me-Ahavah*, sagt Fleckeles, dass die Nichtjuden unserer Zeit, die den sieben Noachidischen Geboten folgen, Anteil an der zukünftigen Welt haben und *chasidim* (Fromme) genannt werden“. Er geht weiter als Maimonides, wenn er sagt, dass „jeder, der die sieben Gebote der Vernunft befolgt,“ in die Kategorie Person (*adam*) falle, als rechtschaffener Nichtjude betrachtet werde und ihm ein Platz in der Kommenden Welt zustehe. Die Verbote des Diebstahls, der Aneignung verlorener Besitztümer und des Betrugs greifen auch in Bezug auf Götzendiener. Verachtung jener Nationen, in deren Schatten wir Zuflucht fanden, sei „gegen die Tora, die Gottesfurcht wie auch wider die Vernunft“. Juden, so Fleckeles, sollten Götzenverehrern Wohltun erweisen, Abkommen erfüllen und alle Werke der Wohltätigkeit ausüben, wie Krankenbesuche, Begräbnis der Toten, Überlassung der ‚Ackerecke‘, der Nachlese und überschüssigen Ernte den Armen. Die gleichen Pflichten trage man auch gegenüber Götzendienern „um des Friedens willen“. Damit

Baruch (Benedikt) Jeit(t)eles

bezieht sich Fleckeles auf die Weisen des Talmud und entwickelt deren Äußerungen dahingehend weiter, dass sich der Psalmvers: „Gieß' aus deinen Zorn über die Völker" ausschließlich auf Götzendiener und die Anhänger des Sabbatai Zvi, nicht aber auf zeitgenössische Nichtjuden beziehe.

Die weitest reichenden Schlüsse unter Schülern von R. Landau zieht **R. Mosche Konitz** (1774–1837), rabbinischer Richter in Pest, seit 1828 Rabbiner in Ofen (Buda), mit Pressburg die wichtigste Gemeinde Ungarns. R. Konitz hatte sich früh schon einen Namen als eigenständiger Denker gemacht, vor allem dank seiner Unterstützung des Reformrabbiners Aharon Chorin in dessen erstem Disput wie in den folgenden, von den Gründern der Reformgemeinden vorangetriebenen Änderungen der Liturgie in Berlin und Hamburg. Schon in seinen Responsen *Ha-Metzaref*, worin er sich mit *Halacha*, *Aggada*, Theologie und Sprache befasst, äußert er Gedanken, die von normativen Responsen zu biblischer Exegese, jüdischer Geschichte, hebräischer Linguistik und talmudischer Forschung abweichen. Trotz seiner unkonventionellen Positionen erfuhr er jedoch keinerlei Ablehnung seitens anderer mitteleuropäischer Rabbiner.

In der Einleitung zu *Ben Jochai,* zu Aussprüchen des Rabbi Schimon bar Jochai, argumentiert Konitz, dass die talmudischen Begriffe *goy*, *akum* und *nokhri* nicht auf Nichtjuden seiner Zeit anwendbar seien. Er schreibt, zeitgenössische Nichtjuden „haben sich durch herausragende Leistungen in allen Wissensbereichen auszeichnen können und sind die Stufen der Wissenschaft hinaufgestiegen. In allen sozialen Geboten, die wir durch die Torah empfangen haben, sind wir ihnen wie uns selbst gegenüber verpflichtet". Damit hebt sich seine Auffassung deutlich von der seiner Vorgänger ab. Juden sollen nicht nur Nichtjuden lieben, sondern jene darüber hinaus als gelehrt betrachten, wie die Juden laut der Schrift: „ein weises und verständiges Volk" (Deuteronomium 4,6). Der rechtliche Status von Juden und Nichtjuden ist deshalb der der Gleichheit in allen Geboten zwischen den Menschen: „In allen gesellschaftlichen Grundsätzen, wie ‚liebe deinen Nächsten wie dich selbst', ‚dein Bruder lebe mit dir', ‚morde nicht', ‚stiehl nicht', ‚verlange keinen Zins', nimmt uns die Tora in die Pflicht, sowohl dem Nichtjuden gegenüber, als auch gegenüber den Unsrigen, ein jeder zu seinem Nächsten". R. Konitz lässt hierbei das rabbinische Prinzip *mipnej darkhei schalom*, „um des Friedens willen", außen vor, welches die Weisen der Antike zur Begründung des Wohltuns an Nichtjuden angeführt hatten. Dies nicht etwa, weil er vergäße, es sich zu Nutze zu machen, sondern weil er für die ontologische Gleichheit von Juden und Nichtjuden plädiert. Auf Aufklärungsprinzipien gestützt, lehnt er die Regelung ab, die es Juden erlaubte, Zinsen von Nichtjuden (*Shulchan Arukh, Joreh De'ah*, 159,2) zu verlangen und erweitert den Begriff des „gerechten Nichtjuden" vom Individuum auf die Gemeinschaft mit der Begründung, dass „Nichtjuden unserer Zeit keine Götzendiener sind". Hier gebraucht er eine positive Formulierung: „Und jemand, der Idolatrie nicht gutheißt und glaubt, dass es einen Gott in den Himmeln gibt, wird nach unserem Glauben als Jude, wie wir auch, bezeichnet".

Indem er zeitgenössische Christen mit Juden gleichsetzt, spricht er diese nicht nur von Idolatrie frei, sondern schließt sie ein in die Gruppe derer, die den Geboten folgen. „Sie sind fromm, dem allmächtigen Gott und der Torah nahe, sie öffentlich preisend und wahrheitsliebend; auch verfassen sie ethische Werke, die alle Menschen Gerechtigkeit lehren". Auch wenn Mosche Konitz sich in seinen Ausführungen auf Ezechiel Landau, Baruch Jeiteles und Elasar Fleckeles stützt, so geht er doch, vergleicht man sie miteinander, noch einen bedeutenden Schritt weiter. Denn er behauptet nichts Geringeres, als dass das Konzept jüdischer Erwähltheit und die Abgrenzung der Juden von ihrer Umgebung nicht länger gültig seien.

Mit Ausbruch aber des Disputs um den Hamburger Reformtempel (1819) und der Veröffentlichung des orthodox rabbinischen Pamphlets *Eleh Divrei Ha-Brit (Dies sind die Worte des Bundes)*, das sich gegen dessen Erbauer stellte, übte die wachsende Feindseligkeit gegenüber einem Reformjudentum einen immer stärkeren Druck auf orthodoxe Haltungen zum Christentum aus. Das Resultat war unter anderem, dass in der zentraleuropäischen rabbinischen Literatur Christen nun mittelbar und unmittelbar doch wieder als Götzendiener figurierten.

Schlüsselfiguren dieser Revolution in der orthodoxen halchischen Rechtssprechung waren die einflussreichen Rabbiner Moses Schreiber und Moses Schick.

R. Mosche Schreiber, bekannt als der *Chatam Sofer* (1762–1839), galt als eine der höchsten Autoritäten seiner Zeit und gilt als Vater der jüdischen Orthodoxie. Sein Motto *Chadasch assur min ha-Torah* („Alle Neuerung ist von der Tora verboten"), wurde zu ihrem Leitprinzip. Nach seiner Ernennung zum Rabbiner von Pressburg (1806) und der Auseinandersetzung mit Befürwortern der Akkulturation in seiner Gemeinde und deren Versuchen, seine Befugnisse stark einzuschränken, wurde er zum Fürsprecher eines traditionellen Ansatzes und von 1810 an zum Hauptverfechter der Tradition. Er widersetzte sich Vorschlägen zur Aufhebung des Verbots des Verzehrs von Hülsenfrüchten an Pessach, zur Annullierung der zweiten Feiertage in der Diaspora und der Einrichtung allgemeiner Schulen für Juden.

R. Schreiber muss sich R. Konitz' Verständnis der Stellung zeitgenössischer Christen nach jüdischem Gesetz bewusst gewesen sein, da er dessen wohlwollende Meinung zum Christentum in seinem eigenen Responsum zur Steuerhinterziehung zitierte. Jedoch lehnte er die Äußerungen von Konitz ab und sah Christen erneut in der Kategorie der Götzendiener. Fassungslos angesichts des Brauchs, das Studium der Torah während der ersten Hälfte der Weihnachtsnacht zu unterbrechen, entschied er, dass jüdische Gelehrte gerade während des christlichen Hochfestes der Idolatrie durch besonders intensives Studium entgegenwirken sollten. Selbst auf die Annahme der Zeugenaussage eines Christen oder die Rückgabe eines verlorenen Gegenstandes wandte er Prinzipien der Halacha hinsichtlich der Idolatrie an. Zwar machte er seine zugunde liegenden Ansichten nie wirklich explizit, doch wird seine Intention aus dem Kontext deutlich. In Bezug auf *kaschrut* und das rituelle Schlachten unterschied Schreiber zwischen Nichtjuden, die den sieben Noachidischen Geboten folgen, und denen, die es nicht tun, jedoch ohne eindeutig klarzustellen, welcher Gruppe zeitgenössische Christen seiner Meinung nach nun zuzuordnen seien. Und selbst dann, wenn er es gestattete, dass ein Nichtjude für einen Juden am Sabbat arbeitete, wie etwa auf einem Feld, das ein Jude von einem Nichtjuden gepachtet hatte, oder in einem Geschäft, das einem Juden gemeinsam mit einem Nichtjuden gehörte, berief er sich in seinen Entscheidungen auf Halachot, die den Beziehungen mit Götzenanbetern gewidmet waren.

R. Jecheskel Panet (1783–1845), der etwas jünger als Schreiber war, diente als Rabbiner in verschiedenen Gemeinden in Ungarn und Galizien, bevor er Rabbiner von Siebenbürgen wurde. In seiner Responsensammlung *Mar'eh Jecheskel* (Sighet 1875) diskutiert er die Sitte, nach der Juden Ländereien pachteten und Arbeitskräfte einstellten, um die Felder auch am Sabbat bestellen zu können. Dies war ein Thema, mit dem sich auch andere schon beschäftigt hatten, auch R. Schreiber. R. Panet zeigte nun eine noch strengere Haltung, indem er die halachische Regelung, einen Beleg über den Verkauf des Landes an einen Nichtjuden für den Sabbat auszustellen, ablehnte und die Arbeiter als Götzendiener bezeichnete, womit er zweifellos alle Christen seiner Zeit meinte.

R. Mosche Schreiber (Chatam Sofer)

R. Mosche Schick, bekannt als Maharam Schick (1807–1879), Rabbiner in Huszt im Nordosten Ungarns, studierte bei Schreiber, war einer der einflussreichsten Weisen seiner Generation und trug seinen Teil dazu bei, die Christen seiner Zeit als Götzendiener darzustellen. Im Anschluss an den Jüdischen Kongress in Ungarn (1869), auf welchem sich die Orthodoxen von den zunehmend moderner orientierten und großen Einfluss nehmenden Neologen abspalteten, wurde Schick sogar wesentlich radikaler als Schreiber, sowohl im Zusammenhang mit Modernisierern als auch mit Christen. In einem Responsum von 1878 verbietet er den Gebrauch von „fremden" oder nicht-hebräischen Vornamen in Anlehnung an ein Gebot in Maimonides' *Hilkhot Avodah sarah*, demnach man „nicht den Bräuchen der Götzendiener folgen" und ihnen „nicht in Kleidung oder Haarschnitt oder dergleichen ähneln" solle, denn: „Wandelt nicht in den Satzungen der Heiden" (Leviticus 20,23). Dass er dies im Jahr 1878, elf Jahre nach der Emanzipation des österreich-ungarischen Judentums betont, bedeutet, dass sich Schick hier auf die Reformjuden und jene, die er als Assimilanten verurteilt, bezieht. So sagt er: „Nun, da die Last des Exils leichter geworden ist und Juden nicht mehr von den anderen Völkern verspottet werden, ändern sie ihre Namen und ihre Sprache, um sich den Nichtjuden ähnlicher zu machen; wir bezeichnen sie deshalb mit dem Schriftvers als eine ‚niederträchtige Generation'." Schick verbot den Gebrauch fremder Namen im Scheidebrief (*get*), obwohl Schreiber dies noch erlaubt hatte, und verbot den unter Christen üb-

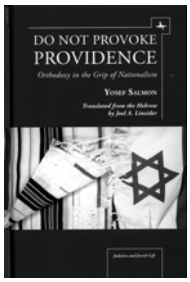
Maharam Schick

Unseren Leserinnen und Lesern wünschen wir Chag Sameach zu Pessach und Frohe Ostern!

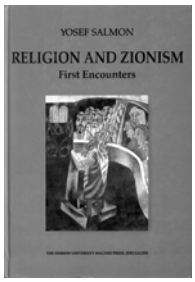
lichen Brauch, das Bild eines Verstorbenen in den Grabstein zu meißeln, obwohl er sich auch hier auf mildere halachische Quellen hätte berufen können. Jedoch hatte der *Chatam Sofer* dies bereits als Brauch von Götzendienern verurteilt, da er das Gebot „du sollst nicht in ihren Wegen wandeln" verletze. Schick wiederum verbot nun sogar, den Traubaldachin in der Synagoge, statt im eigenen Heim oder unter freiem Himmel, aufzustellen. Er tat dies aber nicht, weil es tatsächlich gegen jüdisches Recht verstoßen würde, sondern weil es dem christlichen Brauch in der Kirche zu heiraten zu sehr ähnelte. Seine Absicht war es, jüdischen Reformern mit Gegenmaßnahmen zu begegnen; die antiken rabbinischen Quellen, auf die er seine Ausführungen gründete, ließen ihn damit jedoch die Christen seiner Zeit als „Götzendiener" etikettieren.
Diese Rückführung von Christen in monetären wie in rituellen Dingen auf den Status „Götzendiener" in zentraleuropäisch-orthodox halachischen Festlegungen seit der Zeit Schreibers war schwerwiegender als während des Mittelalters. Nicht etwa, weil das Verhältnis von Christen zu Juden sich verschlechtert hätte, sondern als Folgeerscheinung der orthodoxen Reaktion auf die innerjüdische Reformbewegung und aus dem Wunsch heraus, die Abgrenzungen zwischen traditionellen Juden und der sie umgebenden Gesellschaft wieder zu verfestigen. Zeitgenössische Christen mit dem Label „Götzendiener" zu versehen, war hier der einfachste Weg, eine solche Abtrennung zu erreichen, da talmudische Gelehrte dieses Prinzip auf eine Vielzahl von Bereichen zur Regelung des jüdischen Verhaltens inmitten der Nichtjuden anwenden konnten.

Ein 1866 in Michalowitz erlassener Beschluss zählte neun Verbote bezüglich des Gebets und seiner Struktur in der Synagoge auf, damit auf die Distanzierung der Juden von christlichen Praktiken abzielend. Zwar mangelte es diesem Erlass an fundierter halachischer Grundlage, doch wurden Synagogen, die diese Verbote ignorierten, als „Häuser des Götzendienstes" tituliert, schienen sie doch christliche Gebetspraxis nachzuahmen. In seinem Bestreben, orthodoxe von neologen Juden zu trennen, erließ Schick auch Regelungen ohne die erforderliche halachische Grundlage zu allgemein genuin jüdischen Bräuchen, wie etwa der Pflicht des Bräutigams am Hochzeitstag den ‚*kittel*' zu tragen, selbst wenn die Hochzeiter sich dadurch der orthodoxen Gemeinde entfremdeten. Erleichternde Stimmen zur Notwendigkeit friedfertiger Beziehungen zwischen Juden und anderen, wie etwa in Schreibers Responsen zu Pachtfragen, verstummten nun und wichen einer stringent strengen Haltung, welche sich trotz der Bemühungen mancher orthodoxer Rabbiner und Akademiker, den Standpunkt abzumildern, bis heute nicht geändert hat. Die durch das Aufeinandertreffen von Orthodoxen, Reformern und Neologen ausgelöste Krise innerhalb der jüdischen Gemeinschaft resultierte in einem Ethos halachischer Strenge in den für alle Parteien gesellschaftlich besonders relevanten Bereichen.

Mit freundlicher Genehmigung des Autors.
Aus dem Englischen: Teresa Krull / red



Yosef Salmon: Do Not Provoke Providence: Orthodoxy in the Grip of Nationalism. Brighton, Academic Studies Press 2014. Translated from: 'Im ta 'iru ve-'im te 'oreru. 'Ortodoksiyah bimezare ha-le-'umiyut. Jerusalem, Zalman Shazar Center for Jewish History 2006.



Yosef Salmon: Religion and Zionism. First Encounters. Jerusalem, The Hebrew University Magnes Press 2002.

Yosef Salmon ist Professor emeritus für Moderne jüdische Geschichte an der Ben-Gurion University, Beer Sheva. Er war Gastprofessor an der Columbia University, am Jewish Theological Seminary und an den Universitäten Harvard und Yale.

Mit neuem Schwung

Die „Bibliografie deutsch-jüdische Geschichte Nordrhein-Westfalen“

Harald Lordick

Seit mehr als einem Jahrzehnt versorgt die Bibliografie – als Online-Datenbank und selbstverständlich „Open Access“ – ihre Nutzer mit Hinweisen zum relevanten Schrifttum. Soeben aktualisiert und aufgewertet wird sie 2014 die Marke von 7.000 Datensätzen erreichen, und dennoch bleibt noch enorm viel Material zu katalogisieren.[1]

Inhaltlich lässt sich eine solche Bibliografie gar nicht so einfach charakterisieren, wo sollte man da anfangen? Die abgebildete *Word Cloud* gibt (wenig überraschende) Hinweise auf die Schwerpunkte: Geschichte, Synagogen, Friedhöfe, Rheinland, Westfalen, die großen Gemeinden, die markanten Jahreszahlen 1933, 1938, 1945. Aber die eigentliche Stärke, ihren besonderen Wert hat dieses Werk wohl in den kleinen, individuellen Themen, die in einer solchen Illustration nicht zu sehen sind – die zahllosen Hinweise auf biografische und lokalhistorische Nachrichten, Notizen und Publikationen, die oft weder in Bibliothekskatalogen noch in den einschlägigen bibliografischen Plattformen sichtbar werden können, und die hier systematisch gesammelt zugreifbar sind. Kaum mehr als fünf Prozent der nachgewiesenen Titel (ca. 400) sind im 19. Jahrhundert erschienen, ca. 1.000 in den 1980er Jahren (‚nur‘ 170 in den 1970ern), die überwiegende Mehrheit seit 1990. Das sind klare Hinweise auf das erst in den 1980er Jahren verstärkt einsetzende Forschungsinteresse.[2]

Die bibliografische Situation für die deusch-jüdische Geschichte in Nordrhein-Westfalen ist recht erfreulich – einzelne Autoren wie Diethard Aschoff mit seinem phänomenalen Werk sowie etliche übergreifende Arbeiten haben das Feld gut bestellt – sie sind jedoch als Druckwerke längst nicht so leicht erreichbar, und natürlich: sie können nicht dynamisch wachsen. Jedenfalls profitiert der Web-Katalog von diesen publizierten (manchmal auch unveröffentlichten), abgeschlossenen und laufenden Projekten (siehe Kasten). Obwohl die Bibliografie selbst von Beginn an ausschließlich digital veröffentlicht wurde, weist sie bisher fast ausnahmslos gedruckte Quellen nach. Das ist auch darin begründet, dass lokalhistorische Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte in Nordrhein-Westfalen bis heute in der Regel noch in gedruckter Form erscheinen.

Erweitertes Konzept

Doch wenn sogar der „Altmeister“ Bernhard Brilling als Autor in einem E-Book auftaucht,[3] wird es langsam Zeit, die konsequente Berücksichtigung digitaler Ressourcen in das Konzept zu integrieren.[4] Es sind ja nicht nur Neuerscheinungen, bei denen wir auf ein (auch) digitales Format hoffen können. Innerhalb weniger Jahre hat die Retrodigitalisierung der älteren Literatur beachtliche Fortschritte gemacht und zu substanziellen Angeboten geführt – hier darf man noch weit mehr erwarten. Bei einer

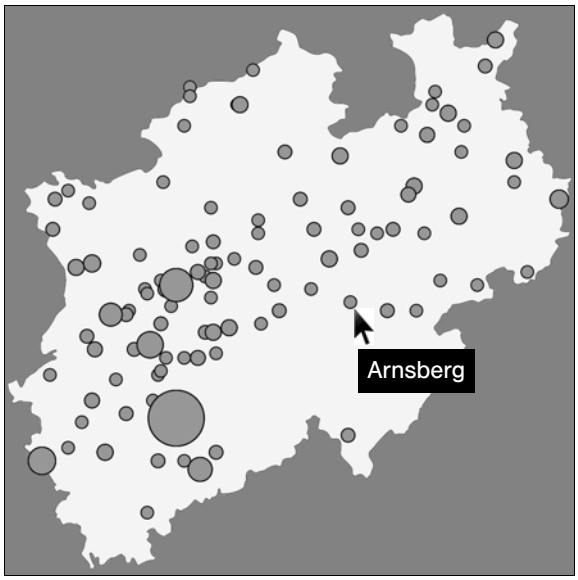
Word Cloud: Welche Begriffe kommen in den Literaturtiteln am häufigsten vor? (voyant-tools.org)

klassischen, gedruckten Bibliografie hat man meist auf die Nennung eines Standort-Nachweises (etwa eine Bibliotheks-Signatur) verzichtet – mit Ausnahme vielleicht von Rara und unveröffentlichten Quellen. Alles andere war dezentral auch nicht zu leisten. Im *World Wide Web* wäre es dagegen absurd, auf die Verlinkung zu einer (frei) verfügbaren Ressource zu verzichten. Allerdings: Dass hüben wie drüben digital gearbeitet wird, heißt keineswegs und noch lange nicht, dass die Bibliografie automatisch „erkennen“ würde, dass etwa ein vor langer Zeit erschienenes Buch nun online verfügbar ist – hier ist weiterhin aufwändiges Bibliografieren gefragt.

Möglichst schnell zur Quelle zu gelangen, um mit ihr zu arbeiten, das wird natürlich das vornehmste Ziel des Benutzers sein. Doch eine wissenschaftliche Bibliografie ist nicht bestandsorientiert – das ist ja ihre Stärke, dass sie Literatur nachweist, auch ohne sich um die Verfügbarkeit kümmern zu müssen. Dafür sollte sie um so mehr die Forschenden bei der systematischen Durchdringung der Quellenlage unterstützen.

Zeitgemäß annotiert

Die Wendung von der „annotierten Bibliografie“ ist recht verbreitet. Wir wollen hier nicht nur die Ergänzung einer knappen Inhaltsangabe darunter verstehen, sondern stattdessen andere bzw. auch weitere Kommentierungen. Die besprochene Bibliografie war bisher nur knapp annotiert, durch



Dynamische Visualisierung der lokalhistorischen Literatur bei jedem Suchvorgang

Schlagworte, wenn der Titel sonst unverständlich bliebe, oder etwa Hinweise auf, über die spezielle Darstellung hinaus, relevante Dokumente, Literatur- und Namenslisten. Im Grunde ist ja auch schon die Aufnahme eines Titels eine Annotation (nämlich, dass wir ihn zum Fachgebiet als zugehörig betrachten), und ebenso seine Einordnung unter einen bestimmten Gliederungspunkt.

Aber auch die Geisteswissenschaften profitieren vom technologischen Fortschritt. Wir können nun annotieren, indem wir unsere Daten mit „Normdaten" anreichern – die großen Bibliotheken machen es vor. Aber was heißt das eigentlich? Nun, in der frei verfügbaren *Gemeinsamen Normdatei* (GND, http://d-nb.info/gnd) finden wir zum Beispiel als *Geografikum* den Eintrag *Alte Synagoge <Essen>* und eine eindeutige ID dazu (4245884-5). Mit Ortsnamen, Autoren oder thematisierten Personen funktioniert das natürlich ebenso. So finden wir in der *Wikipedia* den Artikel *Bernhard Brilling* – auch er hat solch eine ID (119453215). Ein wenig Programmierung sowie die Verwendung dieser IDs, und wir können weitere Informationen einblenden, aus dem Portal der *Deutschen Nationalbibliothek*, aus der *Wikipedia*, und vielleicht ja einmal auch aus fachspezifischeren, judaistischen Angeboten ...[5] Der Leser wird also mit ergänzenden Informationen versorgt werden können, Biografien von Personen, Inhaltsverzeichnisse von Büchern, Ortsgeschichten und vieles mehr. Was sich hinter dem Titel *Ein Haus, das bleibt* (2000) verbirgt, wird sich ihm dann auch ohne unsere Kommentierung erschließen können (auf die wir allerdings trotzdem nicht verzichten werden).

Sollten sich in Zukunft weitere digitale Informationsquellen auftun, die mit dieser Technik arbeiten, und damit ist fest zu rechnen, so wird die Bibliografie deren Inhalte ohne weiteres Zutun einbinden können – ein bisschen *magisch* erscheint das schon. Mit dieser Hinwendung zu Vernetzung[6] und *Linked Open Data* steht die Bibliografie allerdings noch ganz am Anfang – bis alle Datensätze entsprechend angereichert sind, das wird seine Zeit dauern. Mit einer „Prise Digital Humanities", so die Hoffnung, wird man das nicht alles nur manuell anbringen müssen.

Georeferenziert und in neuem Gewand

Wesentlich weiter ist die Bibliografie auf einem, auf den ersten Blick vielleicht ungewohnten Feld, der Georeferenzierung. Für eine thematisch orientierte und regional eindeutig eingegrenzte Fachbibliografie zeichnen sich in dieser Hinsicht vielversprechende Perspektiven ab.[7] Eine eigens für diesen Zweck „maßgeschneiderte" NRW-Ortsdatenbank mit Angaben zu geografischen Koordinaten sowie die entsprechende Überarbeitung der mit ihrer eindeutigen lokalen Orientierung dafür geeigneten Titelaufnahmen der Bibliografie (ca. zwei Drittel der Datensätze) liefert dafür die Basis.

Und das erlaubt nun für bibliografische Recherchen eine recht innovative visuelle Unterstützung und überraschende Interaktionen: bei jeder Recherche sieht man auf einen Blick, welche lokalhistorischen Treffer es gibt (sie werden auf einer NRW-Karte angezeigt). Ob es viel oder wenig (oder gar nichts) zu einem Ort gibt, erkennt man auf einen Blick. Schon bald wird ein Klick auf einen dieser Orte oder auf eine in der Karte markierte Fläche alle Titel liefern, die die Bibliografie dazu vorrätig hat. Und später werden wir eine Umkreissuche anstoßen können, die es erlaubt, zu einem Suchresultat (optional) Literaturtitel hinzuzuladen, die sich auf geografisch naheliegende Orte beziehen (was nahe beieinander liegt, hat nicht selten

Bibliografien und Handbücher

Arndt, Claudia Maria ...: Bibliographie zur jüdischen Geschichte und Kultur im Rhein-Sieg-Kreis (online, PDF, fortlaufend aktualisiert, zuletzt 2012)

Behr, Vera: Bibliographie zur Geschichte der Juden in Nordrhein-Westfalen, 2000 (Manuskript).

Birkmann, Günter ...: Bedenke vor wem du stehst. 300 Synagogen und ihre Geschichte in Westfalen und Lippe, 1998.

Brocke, Michael (Hg.): Feuer an Dein Heiligtum gelegt. Zerstörte Synagogen 1938 Nordrhein-Westfalen, 1999.

Brilling, Bernhard: Westfälisch-jüdische Bibliographie. In: Meyer, Hans Chanoch (Hg.): Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen. Eine Sammelschrift. Frankfurt/M. 1962, S. 241–260.

Ehrlinger, Ulla: Jüdisches Leben in Westfalen und Lippe / ... im Rheinland (2 Bde.), 1995/1996.

Leo Baeck Institute Yearbook, Bibliography.

Nordrhein-Westfälische Bibliographie Online, 1982 ff. (hbz NRW)

Pracht, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen. 5 Bde., 1997–2004.

Freund, Susanne ... / Hengst, Karl (Hg.): Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe, (bisher 2 Bde.), 2008/2013.

Reicher, Benno: Jüdische Geschichte und Kultur in NRW, 1993.

Reuter, Ursula: Jüdische Gemeinden vom frühen 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts (Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Beih. 8), 2007.

Sassenberg, Marina: Wegweiser durch das jüdische Rheinland, 1992.

Wiesemann, Falk: Sepulcra judaica (Kapitel NRW), 2005

Zimmermann, Michael (Hg.): Die Geschichte der Juden im Rheinland und in Westfalen, 1998.

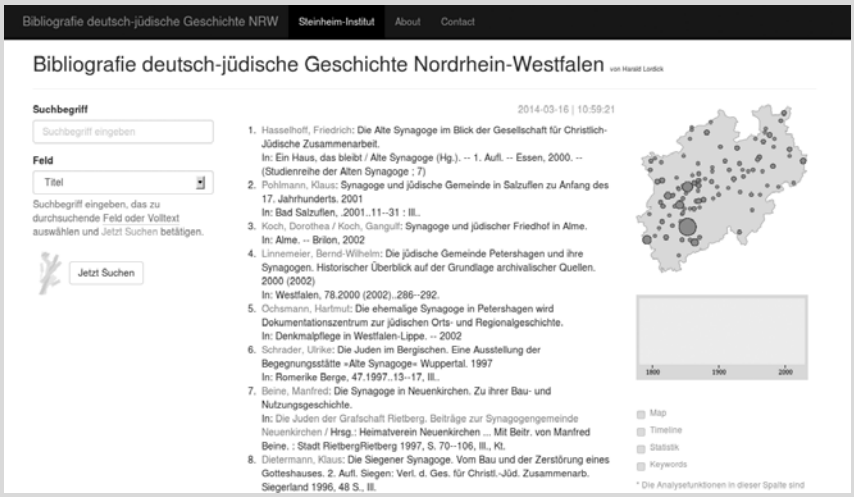
auch etwas miteinander zu tun). Vielleicht stößt man so auf auffällige Häufungen und Konstellationen, vielleicht kommen wir Zusammenhängen auf die Spur, die sonst verborgen blieben – gerade auch, wenn man sich in einer Region „bewegt“, in der man sonst nicht „zuhause“ ist.

Diese „beiläufige Kartierung“ sorgt also für Transparenz, macht die Daten verständlicher, kann auf Schwerpunkte und „Lücken“ hinweisen – das wird nicht nur für den Fortschritt der Bibliografie selbst, sondern auch für die Benutzer bei ihrer Recherche von Literatur und der Bearbeitung von Fragestellungen hilfreich sein.

Diesen Erweiterungen und Neuerungen entsprechend galt es also, nun auch das Erscheinungsbild der Online-Datenbank zu modernisieren. Die Bibliografie bietet aber natürlich weiterhin die Möglichkeit, nach beteiligten Personen (Autoren, Herausgebern ...), nach Inhalten im Titel, nach Erscheinungsort oder über alle diese Felder hinweg zu recherchieren. Verfeinern ließ sich die Suche auch immer schon durch Zugriffe wie „alle Titel eines Autors“, „... einer Zeitschrift“, „... eines Sammelbandes“ und erlaubt in dieser Hinsicht ein systematisches Vorgehen. Markanter Blickfang ist aber nun die interaktive und dynamische Kartenvisualisierung. Überhaupt will die Bibliografie zeitgemäßen Ansprüchen genügen: so wird man die recherchierten Titel automatisch in die eigene Literaturverwaltung übernehmen können. Und sie ist anpassungsfähig konzipiert, funktioniert auch problemlos in mobilen Geräten wie Smartphones und Tablets *(responsive design)*.

Angesichts der großen Suchmaschinen, der Online-Kataloge der Bibliotheken, der Fachportale könnte man meinen, dass *Bibliografien als solche* nicht mehr zeitgemäß, vielleicht sogar überholt seien? Doch wirklich systematische Recherchen lassen sich nur in systematisch aufbereiteten Angeboten formulieren. Und die neuen technischen Möglichkeiten (und Herausforderungen) verleihen auch dem scheinbar angestaubten Bemühen des systematischen Bibliografierens neuen Schwung – die vielzitierte *Kärrnerarbeit* wird es dennoch bleiben. Von daher: Können Sie Sonderdrucke erübrigen, haben Sie Literaturlisten zusammengestellt, wollen Sie Lücken füllen, finden Sie Ihr Buch hier (noch) nicht wieder? – Nur her damit!

(lor/at/steinheim-institut.org)



Web-Datenbank, steinheim-institut.de

Anmerkungen

1) Diese recht große Anzahl erklärt sich auch aus der detaillierten Auswertung verschiedener Handbücher als Vorstufe der Anreicherung mit Georeferenzen.

2) Für das 19. Jahrhundert ist zu vermuten, dass im Zuge der fortschreitenden Digitalisierung Quellen zugänglich werden, wie etwa schon in der Sammlung *Judaica Frankfurt*, die hier bibliografisch noch nicht „gehoben“ sind.

3) Arno Herzig u.a.: Alte Synagoge Petershagen, 2013 (2004).

4) Vgl. H. Lordick: Die Online-Bibliografie Deutsch-Jüdische Geschichte Nordrhein-Westfalen – Perspektiven einer fachspezifischen Regionalbibliografie im Lichte der fortschreitenden Digital Humanities? Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2013 (urn:nbn:de:kobv:b4-opus-24700).

5) Aus dieser Perspektive erscheint es bedauerlich, dass große Projekte mit Grundlagen-Anspruch, die hervorragend als solche Referenzquellen sich eignen würden, ‚nur‘ gedruckt erscheinen, etwa die *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* oder das *Historische Handbuch der jüdischen Gemeinschaften*.

6) Die aus meiner Sicht wünschenswerte Vernetzung speziell von Bibliografien unserer Fachdisziplin ist ein eigenes Thema, zu dem ich einen Beitrag vorbereite.

7 Vgl. H. Lordick: Erweiterte Perspektiven – Deutsch-jüdische Geschichte georeferenziert (Beitrag für die *Jahrestagung Digital Humanities im dt.-sprachigen Raum* 2014).

Auch mobil gut zu bedienen: die Bibliografie im Smartphone aufgerufen

Nur vorübergehend zurückgekehrt

Die Berlinerin Frieda Groeber

Gerald Wiemers

Sie war im Sommersemester 1909 eine der ersten deutschen weiblichen Studentinnen an der Universität Leipzig und dort zugleich die erste Jüdin. Sie studierte Naturwissenschaften und war, wie damals üblich, an der Philosophischen Fakultät eingeschrieben. An jeweils zwei halben Tagen absolvierte sie ein physikalisches Praktikum bei Otto Wiener, hörte Vorlesungen wie „Projektive Geometrie“ bei dem Mathematiker Karl Rohn und „Gewöhnliche Differentialgleichungen“ bei Heinrich Liebmann[1], an dessen mathematischen Übungen zur Vorlesung sie ebenfalls teilnahm. Darüber hinaus besuchte sie regelmäßig eine Veranstaltungsreihe des Psychiaters und Philosophen Hermann Schneider über „Das Denken der vorhellenistischen Kulturvölker“.[2]

Frieda Groeber wurde am 12. Juni 1888 in der pommerschen Hauptstadt Stettin geboren. Ihr Vater Hermann Bamberger (1853–1938) verdiente seinen Lebensunterhalt als Kaufmann[3]. Seine Frau, Rosa Bamberger, war eine geborene Brieger. Schon 1910 heiratete Frieda den praktischen Arzt Dr. med. Franz Arthur Groeber (geb.1875) aus Gautsch bei Leipzig, heute ein Ortsteil von Markkleeberg. Das Paar zog nach Halensee bei Berlin und Frieda setzte von 1911 bis 1913 ihre naturwissenschaftlichen Studien an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, der heutigen Humboldt-Universität, fort.

Nach der Geburt von Tochter Ursula 1913 und Sohn Franz Ulrich 1914 gab Frieda das Studium auf, zumal ihr Mann als Pharmakologe bei der Farbenfabrik Friedrich Bayer in Elberfeld arbeitete und die Familie dorthin zog. Im Ersten Weltkrieg wurde F. A. Groeber eingezogen. Zuletzt stand er als Bataillonsarzt bei der ersten Piaveschlacht in Oberitalien im Einsatz und starb nach schweren Kriegsverwundungen am 8. Januar 1918 bei Quero in Venetien.

Frieda Gröber kehrte nach Berlin zurück, sie war seit 1919 beim Magistrat von Berlin im Bereich „Soziales“ tätig und wurde 1925 schließlich als städtische Beamtin auf Lebenszeit eingestellt. 1933 folgte die Entlassung, doch kam es bald darauf noch einmal zu einer kurzzeitigen Wiedereinstellung, da sie als Kriegerwitwe galt. Aufgrund der Nürnberger Rassengesetze verlor sie dann aber 1935 endgültig ihre Stelle. Nachdem sie seit Dezember 1938 zusätzlich den Vornamen „Sara“ tragen musste, häuften sich die Diskriminierungen. Zu Beginn des Jahres 1944 wurde sie verhaftet und am 11. Januar mit dem Transport I/105 in das KZ Theresienstadt deportiert. Dieser Transport umfasste 362 Menschen, von denen 138 umkamen.

Nach der Befreiung kehrte Frieda Groeber im Juni 1945 vorübergehend nach Berlin zurück. Hier fand sie weder ihr Haus in der Flotowstraße 12,[4] in dem sie von 1918 bis 1944 gelebt hatte, noch irgendwelche Angehörige oder Freunde vor. So zog sie zu Verwandten nach Krefeld-Uerdingen[5], wo sie bis Februar 1948 ein Zuhause fand. Die Stadt Berlin verweigerte ihr daher zunächst alle Wiedergutmachungszahlungen. Ende 1951 schrieb sie aus London, wo sie inzwischen bei ihrer Tochter Ursula Sullivan lebte, an das Entschädigungsamt in Berlin: „Mein Beamtenruhegehalt ist in Berlin erarbeitet worden“. Zwei Jahre später zog Frieda Groeber nach New York, vermutlich in die Nähe ihres Sohnes.

Ihre große Familie war durch Schicksalsschläge und durch den NS-Rassenwahn besonders hart getroffen. Ihr Bruder Hans Bamberger starb als Kind. Der zweite Bruder Walter fiel, kaum 20 Jahre alt, im Ersten Weltkrieg vor Verdun. Dr. Curt Bamberger (1900–1991), ihr dritter Bruder, konnte 1941 über Belgien und Frankreich zusammen mit Frau und zwei Töchtern in die USA emigrieren.

Von den fünf Töchtern haben nur Frieda und Klara die Shoah überlebt. Die älteste Schwester, Else (Eda) Jacoby (geb. 1885), Lehrerin an einer Montessori-Schule in Berlin, wurde in Auschwitz ermordet Die beiden anderen Schwestern, Elsa (geb. 1886) und Susanne (geb. 1898), deportierte man zusammen mit der Mutter nach Lublin und brachte alle drei Familienmitglieder 1940 im KZ Majdanek um.[6]

Am 23. August 1988, vor über 25 Jahren, ist Frieda Groeber in Washington Heights, einer deutsch-jüdischen Enklave von Manhattan, in New York im Alter von 100 Jahren gestorben.

Es scheint geboten, an das Schicksal dieser Frau zu erinnern, die weder in ihrer Heimatstadt Berlin noch dort, wo sie starb, bekannt ist. Weder wird sie in der im Centrum Judaicum eröffneten Ausstellung *Bleiben?! Juden im befreiten Berlin* erwähnt, noch ist sie im Leo-Baeck-Institut in New York registriert. Frau Yvonne Stern (Rio de Janeiro) und ich sind darum bemüht, durch weitere Nachforschungen und Veröffentlichungen Frieda Groeber bekannt zu machen, an ihr bewegtes und leidvolles Leben zur Zeit der NS-Schreckensherrschaft zu erinnern und damit das Gedächtnis an eine besondere Frau wachzuhalten.

Anmerkungen

1 H. Liebmann (1874–1939), Mathematiker, lehrte zuletzt an der Universität München. Liebmann hatte jüdische Vorfahren. 1935 bat er auf politischen Druck der Nationalsozialisten um Versetzung in den Ruhestand. In seiner Fakultät wurden er und sein Kollege Arthur Rosenthal boykottiert. Seine letzten Jahre verbrachte er in München.

2 Universitätsarchiv Leipzig (UAL), Quästurkartei 1011, Zeugnis v. 29.April 1910

3 Mitinhaber des Kommissionsgeschäfts Gebrüder Bamberger, Hüte, Pelzwaren, in Stettin, Schuhstr. 6

4 Die Flotowstraße liegt im Hansaviertel, am Tiergarten, in der Nähe von Schloss Bellevue und der Siegessäule, einem vornehmen Viertel

5 Uerdingen, Kastanienstr. 111

6 Dr. Theodore Stahl, New York, an Yvonne Stern, 20. Jan. 2014; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945. Bundesarchiv Koblenz 1986.

Zwei kostbare Inschriftenfunde aus dem mittelalterlichen Worms

Wenn man sich mit einem sehr alten jüdischen Friedhof wie dem des mittelalterlichen Worms auseinandersetzt, muss man sich nicht nur damit abfinden, dass viele Inschriften verwittert und somit kaum oder gar nicht mehr lesbar sind, sondern man stößt auch immer wieder auf beschädigte oder nur noch fragmentarisch erhaltene Steine. Manchmal hat man Glück und findet das fehlende Stück in einem anderen Winkel der Stätte wieder. Nicht selten aber bleibt es dabei, dass solche Bruchstücke wie auch ganze Denkmale verschwunden und nicht mehr auffindbar sind. Vielleicht ruhen sie unter der Erdoberfläche, vielleicht sind sie im Krieg zerbombt worden, vielleicht aber hat man sie auch vor langer Zeit entwendet und als billiges Baumaterial zweckentfremdet, ein Schicksal, das in Worms zwar weniger bekannt ist, das aber geradezu als charakteristisch für das mittelalterliche Regensburg bezeichnet werden kann.

Angesichts dieser Lage freut man sich umso mehr über Entdeckungen, wie sie uns jüngst bei unseren Arbeiten zum jüdischen Worms überrascht haben: So wurden wir über zwei wertvolle und, so darf man sagen, auch sensationelle Stein- und Inschriftenfunde informiert: Zwei Fragmente, eines aus dem 11., das andere aus dem 13. Jahrhundert, beide ganz unterschiedliche Memorial-Inschriften für Angehörige zweier bedeutender Familien.
Als vor einiger Zeit Gärtner an der Friedhofsmauer im „Rabbinertal“ den Wildwuchs an und von der Mauer entfernten, wackelte diese so verdächtig, dass sie abgetragen und neu aufgebaut werden musste. Dabei entdeckte man einen längs mittig durchgebrochenen Grabstein, der aufgrund seiner Zeilenlinien und Rahmungen auf sein hohes Alter schließen ließ. Die Verantwortliche der Unteren Denkmalschutzbehörde Dr. Irene Spille wandte sich umgehend an Michael Brocke, der mit der Dokumentation des Wormser Friedhofs beauftragt ist. Brocke las die leider unvollständige Inschrift und erkannte, dass diese sich auf ein Mitglied jener vornehmen Wormser Familie der Leviten beziehen könnte, die „Ascheriden“, deren Stammbaum vor nicht langer Zeit nachgezeichnet und beachtlich erweitert wurde.[1]

Genauer gesagt: Jener *E[lasar Halevi]*, vor dem ersten Kreuzzug an Schawuot (6. Sivan) eines Jahres zwischen 1080 und 1089 verstorben, ist wahrscheinlich ein Sohn des als Familienoberhaupt identifizierten *Ascher Halevi*, aus Vitry in der Champagne stammend, und somit der Vater des auch heute noch bekannten *Rabbenu Jizchak Halevi*, der wiederum der geschätzte Lehrer und Freund des noch bedeutenderen und mit Recht berühmten *Raschi* war.

Elasar nun hatte einen Bruder, *Schmuel b. Ascher Halevi*, wie jener gest. im 11. Jahrhundert, wie jener mit dem aramäischen *mar* („Herr“) auf einer mit Zeilenlinien versehenen Inschrift bezeichnet, ein Stein, der glücklicherweise erhalten ist, doch ebenfalls einen seltsamen Weg genommen hat. Denn im Gegensatz zu allen anderen mittelalterlichen Malen findet man ihn zwischen den Grabsteinen aus dem 18. und 19. Jh. oben auf dem Wall. Hier ist der Name vollständig erhalten, doch fehlt ihm heute das Datum, das bei *E[lasar]* immerhin auf neun Jahre eingegrenzt werden kann. Wie wir alten Notizen entnehmen konnten, steht er bereits seit über einhundert Jahren dort. Niemand weiß, warum.
So fragt man sich auch, warum und wann der Stein seines Bruders *Elasar* in die Mauer gelangen konnte. Auf die spontane Bitte an die Denkmalschutzbehörde: „Oh, finden Sie doch auch die andere Hälfte!“, antwortete diese: „Die Mauer stammt aus dem 19. Jh., und dort war das Grabsteinfragment um 90 Grad gedreht und vermauert. Die andere Hälfte war schon vor 150 Jahren (oder noch viel länger!) abhanden gekommen. Wir haben wenig Hoffnung.“

Doch dass unsere auf realistischer Einschätzung beruhende „Hoffnungslosigkeit“ in diesen Dingen glücklicherweise auch einmal durch kleinere und größere Überraschungen widerlegt werden kann, zeigt der zweite „Fund“:

Seit geraumer Zeit bewahrt das Museum im „Raschi-Haus“ Worms die Gedenktafel für *Meir b. Joel Hakohen* auf, den diese als Stifter der „Frauensynagoge“ ehrt.

Während das Original der Gedenkinschrift für *Meirs* Gattin, Frau *Jehudit*, wohl unwiederbringlich verloren ist, konnte doch das Gedenken *Meirs* trotz Wirren und NS-Zerstörung gerettet werden – wenn auch nur zu einem Teil. Bis im vergangenen Jahr ein Steinfragment aus Schweden eintraf – ein fehlendes Teilstück der Inschrift für *Meir b. Joel Hakohen*. Über den Fund und seine Vorgeschichte war in der Presse zu lesen: „Das 40 mal 25 Zentimeter große, gelbliche Sandstein-Fragment ist ein Teil der Stifterinschrift der Frauensynagoge, die beim Bau oder nach Fertigstellung im Jahr 1213 in die Westwand des Gebäudes eingelassen worden war.

Foto: Neiss Tragwerksplanung, Worms

Foto: Michael Brocke

Inschrift für Elasar b. Ascher Halevi?

בו' בסי[ון שנת]
תתמ"[? לפרט נפטר]
מר א[לעזר ב"ר]
אשר [הלוי נוחו]
עדן

Am 6. im Si(van des Jahres) 84[x] (der Zählung verschied) Herr E(lasar, Sohn des Herrn) Ascher (Halevi. Sein Ruhen sei) Eden.

Stifterinschrift für Meir b. Joel Hakohen

Gebaut hat dieses Haus zur Ehre Gottes
Herr Meir, Sohn des Herrn Joel, aus priesterlichem Geschlecht
Im Jahr 973 der Formung (der Welt) nach der Zahl meiner Berechnung
Es sei seiner zum Guten gedacht vor Gott!
Und beim Eintreten in das Haus Gottes antworte man und spreche: Amen, Adonai.
Diesem Haus, das er erbaute, damit darin beten die Frauen, die auf Gott und seine Güte vertrauen,
sei's zum Gedächtnis eingegraben mit eisernem Griffel, auf dass man es geläufig lese.

1624 war die Inschrift dann – genau wie eine zweite, die der Frau des Stifters – nach Errichten einer Vorhalle in die neue Westfassade versetzt worden. Im 19. Jahrhundert kam die Inschrift der Judith ins Gemeindemuseum und ging nach 1938 verloren – diejenige des Stifters wurde in den Wirren der Stadtzerstörung 1689 entfernt: Die linke Hälfte verwendeten Bauherren dann als Abdachung an einem Haus in der Judengasse. So überdauerte dieser Teil der Inschrift die Zeiten".[2]
Wie kam es nun dazu, dass der Weg der rechten Steinhälfte nach Schweden führte und diese jetzt erst zurück an ihren Ursprungsort fand ?

Ein älterer Herr aus Schweden wandte sich per Mail am 4. November 2013 an den Leiter des Instituts für Stadtgeschichte Dr. Gerold Bönnen. „Er schrieb, dass er 1965 von seinem Vater ein Steinfragment geerbt hatte, das in einem Artikel (der Zeitschrift des Altertumsvereins) „Der Wormsgau", von Otto Böcher beschrieben sei. Der emeritierte Theologie-Professor hatte seine Doktorarbeit über die Wormser Synagoge geschrieben, hierbei den ersten Teil der historischen Inschrift gefunden und auch das nun wieder entdeckte Stück beschrieben – das offenbar in den 1960er Jahren noch in der Stadt war. Sein Vater habe eine Gastprofessur für Judaistik in Frankfurt inne gehabt, von Ende der 1950er Jahre bis 1965.[3] Ein Fremder habe seinem Vater das in Zeitungspapier gewickelte Fragment gegeben, habe es ihm aufgenötigt mit den Worten „Sie sind der Richtige, um sich darum zu kümmern". Schon 1970 habe er beim Aufräumen der väterlichen Bibliothek den Stein gefunden und die Bedeutung des Stückes erkannt. Nun jedoch, nachdem Freunde in Worms gewesen und vom Museum sehr beeindruckt gewesen seien, habe er beschlossen, den Stein der Stadt zu übereignen."[4]

Gesagt, getan. Und so ist die Gedenkschrift für *Meir b. Joel Hakohen* nun wieder fast vollständig, wenn auch weitere kleine Teile wohl endgültig verloren sind. Die wieder vereinten Stücke sollen in Kürze im Raschi-Haus ausgestellt werden.

Meir ben Joel Hakohen (gest. 1224) war eine bemerkenswerte Persönlichkeit, als Stifter der Frauensynagoge und als Teilnehmer der rheinischen Rabbinerversammlungen von 1220 und 1223, den Gremien des „Gemeindetriumvirats" der SchUM-Städte Mainz, Worms und Speyer. Auch war er Glied eines vornehmen „Priester"-Geschlechts – eine weitere hochrangige Familie neben den genannten Leviten. In „Pflanzstätte von Märtyrern und Stiftern" (*Der Wormsgau*, Bd. 27, 2009, S. 17–37) beschreibt M. Brocke die genealogischen Zusammenhänge anhand der Befunde des Friedhofs. So entschlüsselte er auch den Sinn der außergewöhnlichen architektonischen Gestaltung von *Meirs* Grabmal: Es ist dem spätromanischen Portal der Stiftung des Ehepaares *Meir bar Joel* und *Jehudit bat Josef* nachempfunden, dem Portal der Frauensynagoge.[5]

Immer dann, wenn man den Reichtum an Kunst und Kultur der christlichen Welt vor Augen hat, Glanz und Pracht all der Stiftungen und Kunstwerke – vom Steinheim-Institut aus sind es nur wenige Schritte zum Essener Münster mit dem mächtigen siebenarmigen Leuchter und der „Goldenen Madonna" aus jenen Epochen, die uns in Worms fesseln – immer dann wird man sich erneut der unvergleichlichen Kostbarkeit des Wenigen bewusst, das von dem ohnehin weit bescheidener daherkommenden jüdischen Erbe an Kunst und Kultur des Mittelalters noch geblieben ist. Unsere Gesellschaft muss wohl noch weitaus intensiver verstehen und schätzen lernen, wie kostbar doch das so Wenige ist, was auf uns Heutige gekommen ist, und sei es auch äußerlich unansehnlich wie eine zerbrochene Stifterinschrift oder wie der knappe steinerne Nachruf aus dem 11. Jahrhundert. *som*

Anmerkungen

1 Michael Brocke, Der jüdische Friedhof im Mittelalter – 1059 bis 1519. Beobachtungen an einem singulären Ort, in Die SchUM-Gemeinden Speyer, Worms, Mainz. Auf dem Weg zum Welterbe, Regensburg 2013, S. 135–149

2 Susanne Müller, „Der Richtige, sich zu kümmern". Historisches Steinfragment mit Stifterinschrift der Frauensynagoge zurück am Ursprungsort … in: Wormser Zeitung, Mittwoch, 29. Januar 2014

3 Es handelt sich um Rabbiner Dr. Kurt Wilhelm – 1900 – 1965, der von 1948-1965 Oberrabbiner von Schweden in Stockholm war.

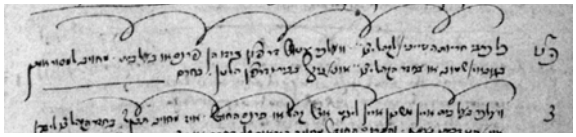
4 S. Müller, ebenda

5 Die Identität von Synagogen- und Grabschrift (Nr. 243) des Meir b. Joel Hakohen blieb bis dahin unbemerkt – vermutlich auch deshalb, weil sich David Kaufmann mit dem Todesdatum um zwei Jahrhunderte geirrt hatte.

Buchgestöber

Jüdische Gemeindestatuten

Nachdem wir in unserer Gemeinde einige Skandale gesehen haben und jeder tat, wie ihm Recht dünkte gegen unsere heilige Thora und gegen die Obrigkeit, ihre Pracht sei erhaben,(...) war es notwendig, Statuten gemäß der Stellung und Situation unserer Gemeinde zu erlassen (S. 466) – so unverblümt beginnen die Sta-



tuten (*Takkanot*) der jüdischen Gemeinde von Frankfurt am Main aus dem Jahr 1674/75. Gemeindestatuten erlebten ihre Blüte während der Frühen Neuzeit in den jüdischen Gemeinden Mittel- und Osteuropas; ein früher Vorgänger waren die berühmten *Takkanot SchUM* der Gemeinden Speyer, Worms und Mainz aus dem 13. Jahrhundert. Je nach Anlass und Bedarf wurden einzelne Fragen geregelt – etwa die Mitgliedschaft in der Gemeinde, die Besteuerung, Synagogenangelegenheiten, Kleiderordnungen – oder ein umfassendes Gesamtkorpus geschaffen.

Der recht gediegen ausgestattete, allerdings auch teure Band enthält die Edition von 15 Gemeindestatuten aus der Zeit zwischen 1650 und 1850 in den Originalsprachen (Hebräisch und/oder Jiddisch) sowie fünf separat abgedruckte Übersetzungen. Die Texte sind sparsam annotiert, auch die Einleitung und die weiteren Beigaben sind kurz gehalten. Zwar ermöglicht die Auswahl der Texte einen chronologisch, geographisch und thematisch breiten Überblick – ausgewählt wurden Takkanot aus städtischen wie ländlichen Gemeinden in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Böhmen, Ungarn und Polen, die zum größeren Teil noch nie publiziert wurden. Warum man aber nur einen Teil von ihnen übersetzte, erschließt sich nicht. So bleibt die Frage, an welchen Leserkreis sich der Band richtet, schließlich sind frühneuzeitliche Quellen auch für Sprachkundige nicht gerade leicht verständlich.

Nichtsdestoweniger kommt dem Band das Verdienst zu, eine wenig bekannte und verstreut überlieferte Quellengattung ins Bewusstsein zu rücken, die viel über jüdische Normen und Vorstellungen verrät, etwa einer westböhmischen Landgemeinde 1755: *Diese Worte sind Sprüche der Reinheit für die folgenden Generationen, rechtschaffen und [für jeden] verständlich zusammengetragen, allgemeine und detaillierte Statuten, erstellt für die heilige Gemeinde Neuzedlisch, Gott schütze sie* (S. 514). *ur*

Rundgang durch Worpswede

Wer kennt es nicht, das idyllische Künstlerdorf Worpswede, wunderschön gelegen im Norden Deutschlands nahe Bremen, weites, liebliches Land, eine Atmosphäre, die jeden schöpferisch tätigen Menschen anzieht, der der Unruhe der Großstadt entfliehen will, um eigenen Gedanken nachzugehen und eigener Kreativität Raum zu geben. Wir verbinden diese vor 125 Jahren gegründete Künstlerkolonie u.a. mit Namen wie Paula Modersohn-Becker, Heinrich Vogeler, Manfred Hausmann oder Rainer Maria Rilke. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, dass es unter jenen auch überzeugte Nationalsozialisten gab, denken wir etwa an den Maler Fritz Mackensen. Das alles ist bekannt. Weniger oder gar nicht bekannt dagegen ist, dass damals auch Juden ein Zuhause in Worpswede gefunden hatten und als Künstler – Maler, Bildhauer, Schriftsteller – das kulturelle Leben dort entscheidend mitprägten.

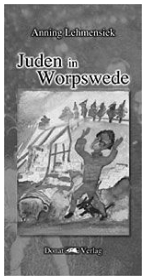
Ein Rundgang durch das Dorf ruft Erinnerungen wach. So würdigt Anning Lehmensiek jüdische Menschen, die sich seit Beginn des 19. Jhs. hauptsächlich als Händler und Gewerbetreibende und ein Jahrhundert später auch als Künstler in Worpswede niederließen. Ein zweiter Teil stellt dar, „wie die Worpsweder Juden in der Zeit von 1933-1945 in ihrer Existenz bedroht, ausgegrenzt und ermordet wurden.“ Nach 1945 leben wieder Juden in Worpswede. Der dritte Teil, „Überlebt“, beschreibt, in welcher Weise der Holocaust und die Zeit, die ihm vorausging, bis in die Gegenwart präsent sind.

Die Texte des Büchleins werden durch eine umfassende Folge von Schwarzweißfotos veranschaulicht. Das Titelbild „Hausbau in Worpswede“ von 1919 des Malers Karl Jakob Hirsch spiegelt etwas von der Symbiose jüdischen Lebens mit jüdischer Kunst jenes Dorfes und jener Zeit wider. *som*

Es lohnt, nicht im Takt mitzumarschieren

Ende 1997, in ihrem letzten Lebensjahr, begann die 1922 in Berlin geborene Jüdin Marie Jalowicz Simon auf Bitten ihres Sohnes Hermann ihre Geschichte des Überlebens im Untergrund in Berlin zwischen Juni 1942 und Mai 1945 auf Tonband zu sprechen. Daraus entstanden 77 Kassetten, ein 900seitiges Transskript und schließlich ein Buch. Als 18jährige ist sie Zwangsarbeiterin bei Siemens, wird Vollwaise, steht alleine da, die Deportationen begin-

Jüdische Gemeindestatuten aus dem aschkenasischen Kulturraum 1650-1850. Hg. von Stefan Litt. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2014 (Archiv jüdischer Geschichte und Kultur Bd. 1), 562 Seiten, 5 Abb., 130 Euro ISBN: 978-3-525-31015-1



Anning Lehmensiek: Juden in Worpswede. Donat Verl., Bremen 2014. 224 S., Ill. 14,80 Euro ISBN 978-3-943425-35-8

Marie Jalowicz Simon: Untergetaucht. Eine junge Frau überlebt in Berlin 1940-1945. Frankfurt a.M., S. Fischer 2014. 415 Seiten. 22,99 Euro ISBN 978-3-10-036721-1

nen. Marie will überleben, entzieht sich der Verhaftung, taucht unter und wechselt innerhalb von drei Jahren an die zwanzigmal die Unterkunft. Es ist die Überlebensgeschichte einer attraktiven, entschlossenen, willensstarken, sich ihrer Erpressbarkeit bewussten Frau, die auf keinen Fall zum Opfer werden will. Eindrücklich erzählt sie den Alltag der Nazi- und Kriegszeit mit all seinen Widersprüchen und Ambivalenzen. Einmal schreibt sie: „Es ist wirklich erstaunlich, dass ich nie denunziert wurde."

Marie Jalowicz Simon war eine „Linke", Mitglied der SED. Dabei gleichzeitig Mitglied der Jüdischen Gemeinde zu sein und einen im Grunde koscheren Haushalt zu führen, war für sie kein Widerspruch. Später war sie Professorin für Antike Literatur- und Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität. „Doktrinären Zumutungen" widerstand sie auch hier. *jr*

Leben und Schicksal einer österreichischen Familiendynastie

Wien, 12. November 1938. Drei Frauen, Mutter, Schwester und Tochter, fassen den Entschluss, ihrer Heimatstadt den Rücken zu kehren, um nach Australien zu fliehen. Sie gehören der assimilierten jüdischen Familie Gallia an, die im 19. und frühen

Tim Bonyhady: Wohllebengasse.
Die Geschichte meiner Wiener Familie.
Wien, Zsolnay 2013. 2. Aufl. 448 S.
24.90 Euro 978-3-552-05648-0.

20. Jahrhundert zur Bourgoisie Wiens zählte und das öffentliche Leben dort entscheidend mitprägte. Das Besondere dieser Flucht: Es gelang den drei Frauen, nicht nur sich selbst zu retten, sondern auch die berühmte Kunstsammlung der Familie, darunter Gemälde von Gustav Klimt, außer Landes zu bringen.

Und noch etwas zeichnet das Buch aus: Es ist der 1957 im Exil geborene Urenkel des Unternehmers Moritz Gallia und seiner Frau Hermine, Freunde von Gustav und Alma Mahler, der die bewegende Geschichte seiner großbürgerlichen Vorfahren im Wien jener „verlorenen Zeit", dann aber auch den Neuanfang in Australien aufgeschrieben hat. Bonyhady arbeitet heute als Historiker und Umweltanwalt in Canberra.

Ein lesenswertes Zeugnis; eine auch im Zusammenhang der uns in den zurückliegenden Monaten immer wieder beschäftigenden sogenannten „Gurlitt-Affäre" besonders zu empfehlende Lektüre.

som

Eingegangene Bücher (Besprechung vorbehalten)

Schwarz, Hans-Joachim; Schwarz, Renate. Moses Mendelssohn und die Krankheit der Gelehrten. Psychologisch-biographische Studie. Hannover, Wehrhahn 2013. 410 S. 34.00 Euro. 978-3-86525-355-2.

Picard, Jacques; Gerson, Daniel. Schweizer Judentum im Wandel. Religion und Gemeinschaft zwischen Integration, Selbstbehauptung und Abgrenzung. Chronos. 2014. 344 S. 39.50 Euro. 978-3-034-01201-0.

Rülf, Schlomo Friedrich. Ströme im dürren Land. Von Saarbrücken nach Nahariya. Erinnerungen. Sankt Ingbert, Röhrig 2013. Nachdruck der Ausgabe, Stuttgart 1964. 320 S. Mit einem neuen Nachwort von Herbert Jochum. 19.00 Euro. 978-3-86110-552-7.

Meißner, Stefan; Gerlach, Bernhard H. Jüdisches Leben in der Pfalz. Ein Kultur-Reiseführer. Speyer, Evangelischer Pressevlg. Pfalz 2013. 120 S. 12.95 Euro. 978-3-939-51258-5.

Rubin, Noga. Conqueror of Hearts. Sefer 'Lev Tov' by Isaac ben Eliakum of Posen - Prague 1620 - a Central Ethical Book in Yiddish. Tel Aviv, Ha-Kibbutz haMe'uchad 2013. 374 S. 003100058995.

Studemund-Halevy, Michael; Menny, Anna. Ort und Erinnerung. Ein historischer Streifzug durch das Jüdische Hamburg von 1930. Hamburg, ConferencePoint 2013. 112 S. 20.00 Euro. 978-3-936406-43-6.

Soussan, Henry C. The Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums in Its Historical Context. Tübingen, Mohr Siebeck 2013. Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts; 75. 193 S. 59.00 Euro. 978-3-16-150511-9.

Schneider, Alfred. Die jüdischen Familien im ehemaligen Kreise Kirchhein. Beiträge zur Geschichte und Genealogie der jüdischen Familien im Ostteil des heutigen Landkreises Marburg–Biedenkopf. Wetter, Druckerei Schröder 2006. 380 S.

Berger, Maria; Faber, Uri; Grützmann, Felicitas; Koch, Matthias Albert; Kotowski, Elke-Vera. Synagogen in Brandenburg. Spurensuche. Berlin, Hentrich und Hentrich 2013. 256 S. 19.90 Euro. 978-3-95565-014-8.

Hofmann, Rolf. Max Koppel & Söhne. Jüdisches Steinmetzunternehmen in Nördlingen. Friedberg, Kokavim-Verl. 2013. 56 S. 12,50 Euro. 978-3-94409210-2.

Leo, Per. Der Wille zum Wesen. Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft in Deutschland 1890-1940. Berlin, Matthes & Seitz 2013. 734 S. 49.90 Euro. 978-3-88221-981-4.

Impressum

Herausgeber
Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Rabbinerhaus Essen

ISSN
1436–1213

Redaktion
Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A.
Annette Sommer

Layout
Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion
Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon
+49(0)201-82162900

Fax
+49(0)201-82162916

E-Mail
kalonymos@steinheim-institut.org

Internet
www.steinheim-institut.de

Druck
Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand
Vierteljährlich im Postzeitungsdienst kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto
IBAN DE42 3505 0000 0238 000343
BIC DUISDE33XXX
Stadtsparkasse Duisburg

Gefördert durch:

Bundesministerium des Innern

aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

Mitteilungen

Jüdische Schulen sind das Thema des diesjährigen, zum fünften Mal stattfindenden Seminars zu den *Aktionstagen Politische Bildung*. Die Entwicklung von Schulen und die zwischen unterschiedlichen religiösen Parteien leidenschaftlich geführten Diskussionen über deren gesellschaftliche Funktion, über Schulinstitutionen und Schulstandorte veranschaulichen die politische und kulturelle Rolle der Bildung auf dem Weg zur Emanzipation und Inklusion einer Minderheit.

Wir beginnen mit einer Einführung von Prof. Michael Brocke zur Bedeutung der Bildung im Judentum. Die Mitarbeiter des Steinheim-Instituts werden in Kurzvorträgen verschiedene Facetten des Themas vorstellen. Die ersten Freischulen, also der Beginn des allgemeinen jüdischen Schulwesens (Harald Lordick), Erziehungsprogramme jüdisch-orthodoxer Schulen im 19. Jh. (Thomas Kollatz), das Philantropin zu Frankfurt am Main als Zentrum des Reformjudentums (Beata Mache) und das orthodoxe Reform-Realgymnasium Jawne in Köln zwischen Weimarer Republik und NS-Zeit (Ursula Reuter).

Ganz besonders freuen wir uns auf den Gastvortrag der Bildungshistorikerin Prof. Gisela Miller-Kipp (Heinrich Heine-Universität Düsseldorf) zu *Integration und Separierung. Die jüdischen Volksschulen vom Aufstieg im 19. Jahrhundert bis zu ihrem Ende 1942*. Gisela Miller-Kipp veröffentlichte 2010 eine grundlegende Monographie zum jüdischen Schulwesen im Rheinland: *Zwischen Kaiserbild und Palästinakarte. Die Jüdische Volksschule im Regierungsbezirk Düsseldorf (1815–1945). Archive, Dokumente und Geschichte*. Das Seminar findet am Dienstag, 13. Mai 2014, 14–17.30 Uhr in den Räumen des Steinheim-Instituts statt. Das Programm finden Sie auf unserer Webseite, wir bitten um formlose Anmeldung bei mac@steinheim-institut.org oder telefonisch. *mac*

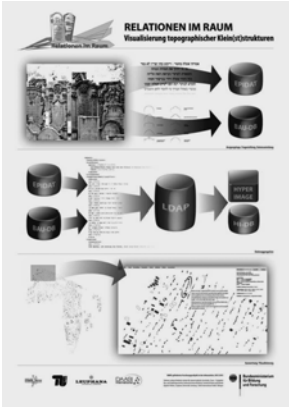
Mit Vorträgen und Postern beteiligten sich Mitarbeiter des Steinheim-Instituts an der ersten Jahrestagung Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (Dhd), 25.-28. März 2014, Universität Passau. Im Workshop *GeoHumanities: Karten, Daten, Texte in den digitalen Geisteswissenschaften* referierte Thomas Kollatz aus Anwendersicht anhand von Forschungsdaten aus der epigraphischen Datenbank *epidat* zur Raum-Zeit-Visualisierung im DARIAH-DE Geo-Browser. Schliesslich wurde Konzeption und erste Prototypen des Topographie-Visualizers vorgestellt, der im Projekt *Relationen im Raum* gemeinsam mit dem *Institut für Kultur und Ästhetik Digitaler Medien*, Lüneburg, dem *Fachbereich Baugeschichte* an der TU-Berlin, DAASI Tübingen und unserem Institut entwickelt wird (Kalonymos 4.2013). Harald Lordick stellte seine mobile Web-App *Orte jüdischer Geschichte* (ebd.) und in seinem zweiten Vortrag *Deutsch-jüdische Geschichte georeferenziert* das neue Konzept der NRW-Bibliografie vor (S. 7 in diesem Heft). *red*

Wissenschaftliches Annotieren digitaler Editionen, mit diesem Fokus beteiligen sich bis 2016 unsere Mitarbeiter Thomas Kollatz, Harald Lordick und Beata Mache an dem BMBF-geförderten DARIAH-DE-Projekt (Kalonymos 3.2011), an dem unser Institut als fachwissenschaftliche Forschungseinrichtung beteiligt ist. Wir sind sehr dankbar für die Projektbewilligung und konnten am 1. März 2014 planmäßig die Arbeiten der zweiten Förderphase aufnehmen. Die bisherigen Ergebnisse finden Sie im Projektportal (de.dariah.eu). *red*

Johannes-Rau-Forschungsgemeinschaft, gebildet von 13 außeruniversitären Instituten unter der Ägide des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes „mit der größten Forschungsdichte in Europa“, konstituierte sich am 2. April 2014. Gründungsversammlung und Festakt fanden in der Düsseldorfer Villa Horion statt, einst Sitz des Ministerpräsidenten, in dessen Namen und Geist sich die „Johannes Rau-Forschungsgemeinschaft“ nun gegründet hat – eine willkommene Initiative von „Fortschritt NRW“ zur weiteren Kräftigung des Wissenschaftsprofils und der Wahrung eines breiten Spektrums von dauerhaft ausgezeichneten, besonders leistungsstarken „An-Instituten“ einiger Universitäten, wobei vier Institute allein der Universität Duisburg-Essen die große Bandbreite bestens repräsentieren: zwei High-Tech-Einrichtungen neben zwei sozial- und kulturwissenschaftlichen Instituten: die Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung und wir, das Sal. L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte.

Wie Wissenschaftsministerin Svenja Schulze betonte, hat Fortschritt keineswegs nur ein technologisches Profil, vielmehr steht der ganze Mensch, soll der Mensch als Maß allen Fortschritts im Zentrum der Arbeit stehen.

Hohe Qualitätsstandards, herausragende Forschung – das verlangt auch regelmäßige Evaluation. Wir sehen uns als Mitglied der Johannes Rau-Forschungsgemeinschaft bestätigt und gestärkt. Wir freuen uns auf intensivierte Zusammenarbeit mit Partner-Instituten und dem uns fördernden Ministerium des Landes NRW. *mb*



Poster des Steinheim-Instituts auf der Konferenz DHd 2014

Die drei Bestandteile der Passamahlzeit

Textauszüge: Die Welt des jüdischen Gottesdienstes. Feste, Feiern und Gebete. Hg. von P. v.d. Osten-Sacken u. Ch. Z. Rozwski. Berlin , IKJ, 2009. S. 217-219

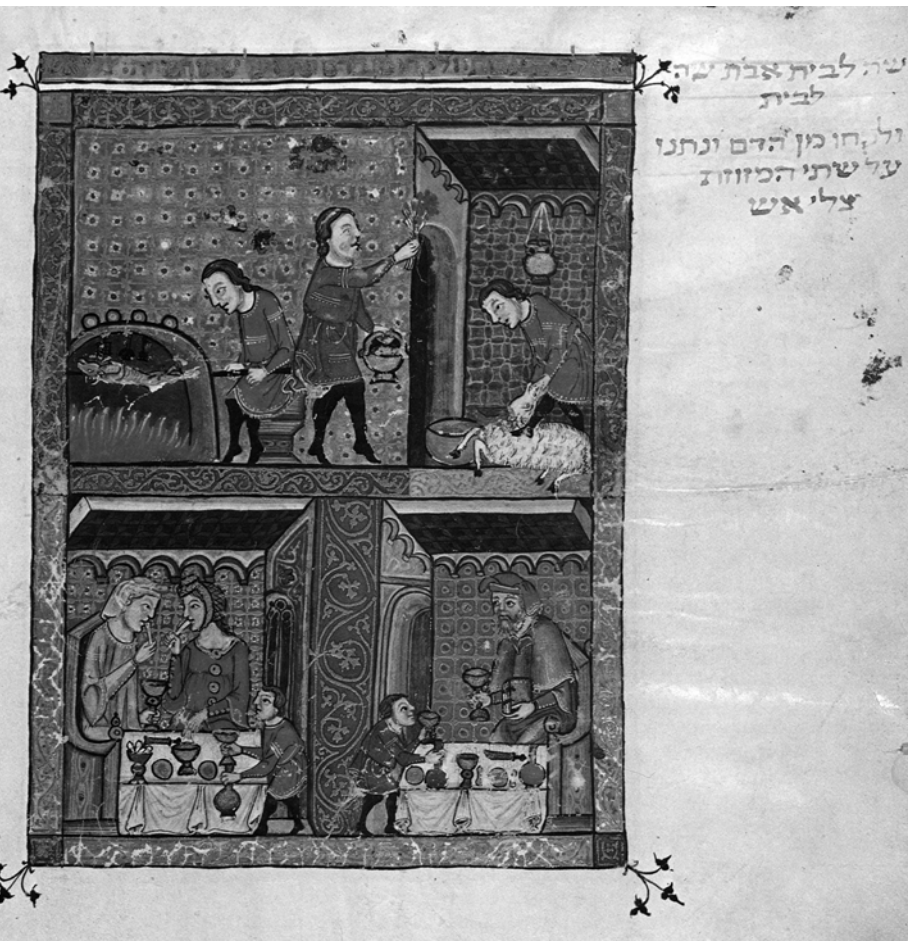
Rabban Gamliel hat gesagt: Wer am Passafest nicht von diesen drei Dingen redet, der hat seiner Pflicht nicht genügt, und diese sind sie: das Passalamm, das ungesäuerte Brot und das Bitterkraut.

Das Passa, das unsere Väter aßen, als das Heiligtum stand – worauf gründete es sich? Darauf, dass der Heilige, gelobt sei er, über die Häuser unserer Väter in Ägypten hinwegschritt, denn es heißt: „Und ihr sollt sagen: Ein Überschreitungsopfer ist es dem Ewigen, der über die Häuser der Kinder Israel hinwegschritt in Ägypten, als es Ägypten schlug und unsere Häuser rettete. Da neigte sich das Volk und warf sich nieder.“ (Ex 12,27)

Dies ungesäuerte Brot, das wir essen – worauf gründet es sich? Darauf, dass der Teig unserer Väter nicht Zeit hatte zu säuern, bis sich über ihnen der allerhöchste König, der Heilige, gelobt sei er, offenbarte und sie erlöste, denn es heißt: „Und sie backten den Teig, den sie aus Ägypten mitgebracht hatten, zu ungesäuerten Kuchen, denn er säuerte nicht, da sie aus Ägypten vertrieben wurden und nicht zögern konnten und auch keine Wegzehrung bereitet hatten.“ (Ex 12,39)

Dies Bitterkraut, das wir essen – worauf gründet es sich? Darauf, dass die Ägypter das Leben unserer Väter in Ägypten verbitterten, denn es heißt: „Und sie verbitterten ihr Leben mit harter Arbeit in Lehm und in Ziegeln und mit aller Feldarbeit. All ihre Arbeit, die sie für sie taten, (machten sie) unter Zwang.“ (Ex 1,14)

Abbildung: Die Pessach-Feier aus der Rylands-Haggada, Valencia (Spanien), 2. Viertel des 14. Jhdts. In: Joseph Gutmann: Buchmalerei in hebräischen Handschriften. München, Prestel-Verl., 1978, S. 67



Die hebräische Kopfzeile der nebenstehenden Miniatur lautet: „Ein Lamm für jede Familie(Ex 12,3); „Von dem Blut sollen sie nehmen und damit die Türpfosten bestreichen(Ex 12,7); und [sie sollen das Lamm essen] „gebraten über dem Feuer.“ (Ex 12,8) Die drei Bestandteile der Passamahlzeit werden auf der dreiteiligen Darstellung visualisiert: oben das Lamm; unten rechts ein Sedermahl mit Pessachhaggada und auf dem Tisch die Mazzot. Unten links befindet sich neben den Mazzot auf dem Tisch ein Gefäß mit Selleriestangen. Sellerie symbolisiert nach sefardischem Ritus das Bitterkraut. Außerdem ist in beiden unteren Sedermalszenen der Becher von Bedeutung. Im Lobspruch über den Wein werden noch einmal die drei Bestandteile des Passamahls aufgegriffen:

Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt,
der uns und unsere Väter aus Ägypten erlöst hat
und uns zu dieser Nacht hat gelangen lassen,
um in ihr Mazzen und Bitterkraut zu essen.
Ja, Ewiger, unser Gott und Gott unserer Väter,
lass uns zu (noch) anderen Feiertagen und Wallfahrtsfesten gelangen, die uns entgegenkommen zum Frieden, wenn wir uns freuen am Bau deiner Stadt und frohlocken über deinen Dienst.
Dort werden wir essen von den Schlachtopfern und von den Passaopfern, deren Blut die Wand deines Altars erreicht zum Wohlgefallen.
Mit einem neuen Lied werden wir danken für unsere Erlösung und für den Loskauf unserer Seelen.
Gelobt seist du, Ewiger, der du Israel erlöst hast.